

Meine Damen und Herren,  
Vielleicht erinnern Sie sich an einen Song, den 1968 die Liedermacherin  
Alexandra sang, ein Jahr, bevor sie bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam.  
Sein Titel: „Mein Freund der Baum“.

Ich wollt dich längst schon wieder sehen  
mein alter Freund aus Kindertagen  
Ich hatte manches dir zu sagen  
und wusste du wirst mich verstehen  
Als kleines Mädchen kam ich schon  
zu dir mit all den Kindersorgen  
ich fühlte mich bei dir geborgen  
und aller Kummer flog davon  
Hab ich in deinem Arm geweint  
strichst du mit deinen Blättern  
mir übers Haar mein alter Freund

Und der Refrain:  
Mein Freund der Baum ist tot  
Er fiel im frühen Morgenrot

Das klingt, für den heutigen Geschmack, möglicherweise etwas zu  
gefühlsduselig. Aber eins beweist der Text allemal: Dass wir, die Menschen,  
doch schon eine ganz spezielle Beziehung zu Bäumen haben. Dass Bäume für  
uns mehr sind als nur simples „Grünzeug“. Vielleicht deshalb, weil sie uns schon  
rein äußerlich ein bisschen gleichen, die Krone dem Kopf, der Stamm dem  
Körper, die Äste den Armen und die Wurzeln unseren Beinen und Füßen.

Die Beziehung zwischen Menschen und Bäumen ist uralt. So hat der Mainzer  
Archäologe Frank Moseler in seiner Dissertation die These aufgestellt, dass es  
keineswegs die Tiere waren, denen, wie man lange Zeit glaubte, die Menschen  
in der letzten Eiszeit vor 15 000 Jahren hinterher zogen, die Tiere, die die  
Nahrungsgrundlage bildeten, sondern – den Bäumen. Den Bäumen als  
Lieferanten von Holz, ohne das unsere prähistorischen Vorfahren kein Feuer  
gehabt hätten. Riesige, romantische Lagerfeuer darf man sich dabei nicht  
vorstellen, sondern kleine Feuerstellen in aus Steinen errichteten einfachen  
Öfen. Holz war zu rar und kostbar, um es zu vergeuden, denn das trocken-kalte  
Klima dieser Zeit war nicht eben günstig für das Baumwachstum. Die Menschen  
mussten also dahin ziehen, wo es noch Bäume gab. Mit Feuer bereiteten sie  
schließlich nicht nur ihre Nahrung zu. Feuer spendete auch Wärme und Licht in  
langen, dunklen Nächten.

Kein Wunder also, dass Bäume in den Mythen unterschiedlichster Kulturen eine Rolle spielen. Die Germanen verehrten besonders die Linde als einen der Göttin Freya, der Göttin des Glücks, der Fruchtbarkeit und des Hausstandes geweihten heiligen Baum, der ihnen auch als Sitz guter Geister galt. Die Verehrung des Baumes entsprach der Verehrung der als ein menschliches Wesen vorgestellten Göttin. Die Linde war der Ort, an dem man sich traf, um alle wichtige Angelegenheiten zu besprechen; die Entwicklung zur „Gerichtslinde“ ist da vorgezeichnet, eine Funktion, die der Baum, wie die dazugehörige Göttin „Libussa“ genannt, auch bei slawischen Völkern einnahm. Die Lindengöttin wurde als Rechtsprecherin und Orakel verehrt, nicht zuletzt in Liebesangelegenheiten. Bei den Kelten umrahmten Linden die heiligen Orte, die Kultstätten und bei den Skythen, auch bei den Griechen lasen Seher aus ihrer Rinde die Zukunft. Der Liebesgöttin Aphrodite wurde unter Linden geopfert.

Die Verwandlung in einen Baum, die wir z. B. aus Ovids „Metamorphosen“ kennen, wurde deshalb nicht als grausames Schicksal, sondern als Gnade der Götter empfunden. Da wird nicht nur die Nymphe Phylira in eine Linde verwandelt (wie schon ihr Name, der auch für die Linde steht, andeutet), sondern eines der bekanntesten Liebespaare der Weltliteratur, Philemon und Baucis. Als Dank für ihre Gastfreundschaft (alle anderen Phrygier hatten sie zurückgewiesen) erfüllen Hermes und Zeus den beiden Alten den Wunsch, niemals getrennt zu sein, verwandeln ihre schlichte Hütte in einen goldenen Tempel und die Liebenden am Ende ihres Lebens in zwei eng umschlungen wachsende Bäume, Baucis in eine Linde und Philemon in eine Eiche. (In Goethes „Faust II“, einem der zahlreichen Werke der Literatur, in der der Mythos verwendet wird, gibt es kein solches Happy End. Hier weigern sich Philemon und Baucis, sich von Faust umsiedeln zu lassen und bezahlen diese Weigerung mit dem Leben). Weil es so hübsch ist, möchte ich Ihnen wenigstens das Ende der Geschichte um Philemon und Baucis vorlesen, in einer freien Nacherzählung der „Metamorphosen“ Ovids. Nachdem die Beiden die Götter schon mit allen möglichen Leckereien bewirtet haben, wollen sie ihnen sogar noch ihre einzige Gans braten.

„Doch sie (= die Gans) ließ sich nicht von den Alten fangen und flüchtete unter großem Geschrei zu den Göttern, die sich erst jetzt zu erkennen gaben: Eine große Szene in einer kleinen Stube!

Noch ganz betäubt von den Ereignissen folgten die ängstlichen Menschen, auf ihre Stöcke gestützt, dem himmlischen Paar nach draußen und auf einen nahe gelegenen Hügel.

Hier hatte man eine herrliche Aussicht. Es war einer jener Orte, an denen man sich dem Himmel näher fühlt und wie geschaffen für das Gastgeschenk, das die

so freundlich aufgenommenen Reisenden ihren Wirten nun machen wollten. Zuvor aber mussten sie mit ansehen wie das göttliche Strafgericht ihre ruchlosen Nachbarn doch noch ereilte. Ringsumher versank alles in einem Sumpf. Nur ihre Hütte verwandelte sich in einen Tempel mit goldenem Dach. Die Säulen, die Wände und der Boden waren aus edelstem Marmor. Da sieht man wieder, dass auch ein reichliches Mahl nicht immer milde stimmt. Und wenn man es gar mit Göttern zu tun hat, immer vorsichtig sein sollte mit dem was man sagt oder vielleicht auch besser nicht sagt. Dies muss den beiden Alten durch den Kopf gegangen sein als sie nach ihren Wünschen gefragt wurden. Nur wenige Worte wechselten sie untereinander und baten, für den Rest ihres Lebens die Hüter des soeben geschaffenen Tempels sein zu dürfen. Und da sie in Eintracht die Jahre verbracht hätten, sollte dieselbe Stunde sie fort nehmen damit keiner des anderen Grab sehen müsse. Diese Bitte wurde ihnen erfüllt. Nach einer Reihe von Jahren, als ihre Zeit gekommen war, sahen zugleich Philemon und Baucis wie sich ihre Körper mit grünen Blättern und Zweigen umkleideten. Als über ihre Gesichter schon die Wipfel der Bäume wuchsen, sprachen sie noch miteinander solange es ihnen vergönnt war und sagten sich Lebewohl. Danach verhüllten sie Zweige und Laub. Heute noch stehen Stamm neben Stamm sich nah' - aus den beiden Körpern gewachsen.“

Weshalb ich Ihnen das alles erzähle? Weil wir heute die Ausstellung einer Fotografin und eines Fotografen eröffnen, die beide ihrerseits eine ganz besondere Beziehung zu Bäumen haben und dieser Beziehung auch in ihren Arbeiten, die Sie jetzt einige Wochen lang hier sehen können, überzeugend Ausdruck verleihen. Beide tun es, und das macht diese Ausstellung so sehenswert und interessant, auf ganz unterschiedliche, kreative Art und Weise.

Nehmen wir einmal die Fotos von Firouzeh Görden-Ossuli, die im Iran geboren wurde. In den 70er Jahren studierte sie in Teheran Schauspiel und Theaterwissenschaften, übernahm Rollen im Theater, in Film und Fernsehen und siedelte Anfang der 80er Jahre nach Deutschland über, wo sie sich intensiv mit Film und Fotografie zu beschäftigen begann. Zunächst allerdings nicht mit freier künstlerischer Fotografie, sondern mit Reportage-Fotografie. 1991 spielte sie die weibliche Hauptrolle im ersten Kurzfilm des britisch-iranischen Regisseurs Rafi Pitts, der angesichts der sich verschlechternden politischen Verhältnisse mit seiner Mutter gleichfalls Ende der 70er Jahre den Iran verlassen hatte. Der Film trug den Titel „In Exile“ und schilderte die Situation eines im französischen Exil lebenden Schriftstellers.

Und damit sind wir auch schon mitten im Thema und mitten in den Fotos von Firouzeh Görgen-Ossuli. Mittendrin in Fotos, die allesamt mit der bewegten Kamera aufgenommen sind, die Reales, feste Formen auflöst, auflöst in ein dem Impressionismus verbloffend verwandtes Meer ineinander fliesender Farben und Lichtreflexe. Das Ergebnis ist, vordergründig, ästhetisch sehr ansprechend, rückt tatsächlich die Fotografie in unmittelbare Nachbarschaft der Malerei. Das Hauptmotiv der Künstlerin ist die Landschaft, die Natur, sind beispielsweise Rapsfelder in strahlendem Gelb, Wiesen in sattem Grün und Lavendelfelder in intensivem Violett. Und eben auch und absolut nicht zuletzt - die Bäume. Die Bäume, die durch die Bewegung der Kamera ins Wirbeln und Kreiseln geraten, so, wie man es erlebt, wenn man aus dem Fenster eines fahrenden Zuges oder Autos schaut.

Faszinierend ist es, dieses allgemeine Wirbeln, die Sogwirkung dieses alles erfassenden Taumels. Aber man hüte sich vor diesem Sog. Denn irgendwie entzieht uns, den Betrachtenden, Firouzeh Görgen-Ossuli mit der bewegten Kamera auch den festen Boden unter den Füßen. Nichts ist da mehr, auf das man sich verlassen kann, nichts ist im nächsten Moment noch das, was es in dem Augenblick, der da im Foto festgebannt ist, zu sein scheint. Aller Halt, alle Fix- und Orientierungspunkte werden weggewirbelt – und genau das entspricht der Intention der Fotografin. Denn für sie sind diese Aufnahmen, sind diese „Fluchtbume“, so der Titel einer Serie, eben nicht nur schön und ästhetisch, sondern Zeugnisse einer am eigenen Leib, im eigenen Schicksal erfahrenen Wurzel- und Heimatlosigkeit. Da bekommt das zunächst vermeintlich spielerische Umtanzen, Umkreisen des Motivs mit der Kamera (die Görgen-Ossuli erzählte mir lachend, es sei gut, dass sie dabei meist niemand sehe, er könne sonst auf merkwürdige Gedanken kommen!) etwas Gewalttatiges, lauert hinter dem Heimlichen der Stunde des Waldfauns Pan das Unheimliche, das Bedrohliche.

„Bäume sind Gedichte, die die Erde in den Himmel schreibt“, umriss es einmal treffend der libanesischer Dichter, Maler und Philosoph Khalil Gibran in einem Aphorismus. Firouzeh Görgen-Ossuli und Markus Redert sind Fotografen, die den Gedichten mit der Kamera eine neue, faszinierende Facette hinzufügen.

Gekürzter Text der Eröffnungsrede zur Ausstellung von Firouzeh Görgen-Ossouli und Markus Redert. Gehalten von Frau Dr. Lieselotte Sauer-Kaulbach am 18. April 2015 im St. Elisabeth-Krankenhaus Neuwied.